Who is Perfect? – Leben im Aufeinander-Angewiesen-Sein

Hille Haker, Universität Frankfurt

Predigt im Rahmen der Predigtreihe „Gotteskünderinnen“, 28.November 2005

Psalm 139 -

Herr, du hast mich erforscht, und du kennst mich.
Ob ich sitze oder stehe, du weißt von mir. Von fern erkennst Du meine Gedanken.
Ob ich gehe oder ruhe, es ist dir bekannt;
du bist vertraut mit all meinen Wegen.

Du umschließt mich von allen Seiten
und legst deine Hand auf mich.

Zu wunderbar ist für mich dieses Wissen,
zu hoch, ich kann es nicht begreifen.

Würde ich sagen: "Finsternis soll mich bedecken,
statt Licht soll Nacht mich umgeben",
auch die Finsternis wäre für dich nicht finster,
die Nacht würde leuchten wie der Tag,
die Finsternis wäre wie Licht.

Denn du hast mein Inneres geschaffen, mich gewoben im Schoß meiner Mutter.
Ich danke dir, dass du mich so wunderbar gestaltet hast.
Ich weiß: Staunenswert sind deine Werke.
Als ich geformt wurde im Dunkeln,
kunstvoll gewirkt in den Tiefen der Erde,
waren meine Glieder dir nicht verborgen.
Deine Augen sahen, wie ich entstand,
in deinem Buch war schon alles verzeichnet;
meine Tage waren schon gebildet,
als noch keiner von ihnen da war.

Wie schwierig sind für mich, o Gott, deine Gedanken,
wie gewaltig ist ihre Zahl!
Wollte ich sie zählen, es wären mehr als der Sand.
Käme ich bis zum Ende, wäre ich noch immer bei dir.

...
Erforsche mich, Gott, und erkenne mein Herz,
prüfe mich, und erkenne mein Denken!
Sieh her, ob ich auf dem Weg bin, der dich kränkt,
und leite mich auf dem altbewährten Weg!

Wer ist schon perfekt – Niemand, natürlich.

Der amerikanisierte Volksmund weiß dies, hält es fest im bekannten „Nobody is perfect“.

Wenn es mir heute Abend trotzdem darum geht, unsere Aufmerksamkeit auf die Binsenweisheit der Unvollkommenheit zu lenken, dann deshalb, weil ich meine, dass wir der Erinnerung des Sinns bedürfen – zum Trost, und zur Mahnung.

Ich habe mich oft gefragt, warum dies nötig ist – warum wir der Erinnerung überhaupt bedürfen, daran, dass unsere Wirklichkeit nicht so ist wie der Glanz der Oberfläche, der uns in Zeitschriften, an Werbeflächen oder im Fernsehen entgegentritt. Als wüssten wir das alles nicht. Aber nehmen wir es auch wahr? Und interpretieren wir die Botschaften, die uns dort, auf den Werbeflächen, die wir uns leisten, entgegentreten, in ihrer Wirkung auf uns?

‚Meine Tochter kann nicht sprechen – was heißt es dann, wenn *ich* über sie spreche und meine damit zugleich auch *für* sie sprechen zu können?’

In ihren Texten stellt Eva Kittay, eine us-amerikanische Philosophin, sich immer wieder diese Frage, auch noch lange nachdem sie begonnen hat, ihre Geschichte, und die Geschichte ihrer Tochter, in die Öffentlichkeit zu bringen.

Eva Kittay erzählt in ihren Texten von ihrer schwerstbehinderten Tochter, zählt die medizinischen Fakten ihrer Behinderung auf und ergänzt sie um Bruchstücke einer intimen Erzählung, die aber schon in diesen Bruchstücken eine Liebeserklärung an ihre Tochter sind.

– Aber womöglich sind sie *auch* der verzweifelte Versuch einer Mutter, die Philosophin ist, ihre eigene Zunft aufzuwecken. Die berühmte Philosophin Eva Kittay macht dadurch nicht nur in den Fachkreisen ihre Tochter – und ihre eigene Beziehung zu ihr – sichtbar, eben öffentlich; sie legt darüber hinaus offen, wie sehr ihre ethische Argumentation von der Erfahrung der Sorge um und für die behinderte Tochter geprägt ist. Aber mehr noch: ihre Tochter selbst wird ein Stück aus der Anonymität herausgeholt – sie hat einen Namen, Sesha, den alle Leser und Leserinnen von Kittays Texten natürlich kennen. Sie hat lange zuhause gelebt, ist aber seit einigen Jahren in einem Heim untergebracht. Kittay scheut sich nicht, auch dies öffentlich zu sagen.

Kittays Verhalten ist doppelt interessant: Zum einen gehört es sich für einen Philosophen noch immer nicht, über private Angelegenheiten zu sprechen – egal, wie sehr die Argumentationen von eben diesen Angelegenheiten geprägt sind. Dies gilt übrigens häufig auch für Theologen, etwa wenn sie über Sexualität sprechen, aber immer nur die Sexualität anderer meinen. Philosophinnen und Theologinnen haben sich schon lange gegen die künstliche Trennung der Bereiche von Öffentlichkeit und Privatheit gewehrt, sind wir doch überzeugt, dass unsere Geschichten wichtig sind und unter anderem unsere ethischen Überzeugungen prägen.

Zum anderen ist Kittays Verhalten aber interessant, weil sie ihre Tochter aus dem Tabubereich zerrt, in den wir Menschen mit Behinderung, Erwachsene mit geistiger Behinderung zumal, gedrängt haben. Was Eva Kittay uns damit gewährt, ist der Einblick in ihr Leben, dessen Unvollkommenheit offenkundig ist – offenkundiger jedenfalls als bei anderen Konstellationen, in denen das Imperfekte, der „menschliche Makel“, wie Philip Roth dies vor einigen Jahren nannte, leichter versteckt werden kann. Für Menschenmit der „falschen“ Hautfarbe, der „falschen“ Kopfbedeckung, der “falschen“ sexuellen Ausrichtung geht dies nicht – sie können ihre Unvollkommenheit nicht verstecken – eine Unvollkommenheit, die freilich erst dadurch zu einem auffälligen Phänomen wird, dass sie ins Blickfeld gerät und eine Abwertung durch die soziale Kultur erfährt.

Anstatt nun ihre Tochter – und ihre Beziehung zu ihr - zu verstecken, geht die Philosophin in die Offensive – hält uns – den Berufsnachdenkern – und uns – den Bürgern und Bürgerinnen – einen Spiegel vor, in den wir nicht gerne sehen. Seht, meine Tochter kann nicht sprechen, sich nicht versorgen, *und* sie ist liebenswürdig. „Ich habe das Leben von ihr gelernt", sagt Kittay. Habe gelernt, dass wir einem Mythos nachhängen, der nur dies ist: ein Mythos des Glücks, das daran gebunden sein soll, was wir können, wie selbstbestimmt wir sind. Mythos der Unabhängigkeit von anderen, die wir zwar nicht erreichen können, nach der wir aber immerhin streben – und streben sollen.

In einem Interview hat der Soziologe Zygmunt Baumann kürzlich das Streben nach Unabhängigkeit als herausstechendes Merkmal der Moderne bezeichnet.

„Die Moderne beruhte auf der Überzeugung, dass sich alles aus menschlicher Kraft vervollkommnen lasse. ...

Wir leben heute in der flüchtigen oder flüssigen Moderne, wie ich sie nenne, in Konsumgesellschaften, in denen menschliche Beziehungen auf flüchtigen Genuss beschränkt sind. Menschen sind nur so lange wertvoll, wie sie Befriedigung verschaffen. Zwei elementare Bedürfnisse stehen einander in diesen Gesellschaften entgegen: der Wunsch, im aufgewühlten Meereinen sicheren Hafen zu haben, und das Bedürfnis, zugleich ungebunden zu sein, die Hände frei zu haben, über Spielräume zu verfügen. Wer sich aus Bindungen lösen kann, muss sich nicht anstrengen, um sie zu erhalten. Er kann sie als freier Konsument genießen und dann wegwerfen. Aber wenn jeder eine menschliche Beziehung zum Umtausch in den Laden zurückbringen kann, wo bleiben dann Räume, in denen das Gefühl moralischer Verantwortung für den anderen wachsen kann? In der traditionellen modernen Ethik galt es, Regeln zu gehorchen, die postmoderne Moral aber verlangt von jedem, selbst Verantwortung zu übernehmen. Nun ist der Mensch als Vagabund unterwegs, der individuell entscheiden muss, was gut ist, was böse. Das war so lange eine gute Nachricht, bis der Konsum die zwischenmenschlichen Beziehungen kolonisierte." (Die Zeit, 47/05)

Aus dem Zwang, auf dem Markt der Angebote bestehen zu können, wird der Zwang, jede Unvollkommenheit zu verstecken oder zu verleugnen. Eben dies sehen wir heute, wenn immer mehr die Perfektionierung des Menschen zu einem kulturellen Thema wird.

Bezeichnenderweise ist der prominenteste Ort, an dem diese Optimierung ausgetragen wird, der Körper. Sich zu verändern bedeutet nicht mehr, ein Leben entsprechend der eigenen Überzeugungen zu leben, die mich herausfordern, die Kluft zwischen Überzeugung und tatsächlichem Handeln zu verringern. Veränderung bedeutet nun, sich äußerlich zu verbessern – Rückverwandlung der modernen inneren Authentizität in eine Ethik des äußeren Erscheinungsbildes, das Abziehbild als Original. Untergründig werden moralische Wertungen auf dem Körper ausgetragen: Der hässliche Körper ist der schlechte Körper, der zurecht gestutzt werden muss. Jugendlichkeit muss entsprechend den Werbenormen erst hergestellt und dann erhalten werden. Mit den Mitteln der Alltagspraktiken von Fitness und Kosmetik genauso wie mit den Mitteln der Medizin. Und die Angst, vor diesen Normen nicht bestehen zu können, macht nicht einmal mehr vor Kindern halt, auch nicht vor noch nicht einmal geborenen Kindern. Wunschkinder werden zu Fluchkindern, wenn sie den gesellschaftlichen Perfektionierungsnormen nicht entsprechen, vor der Geburt, und nach der Geburt erst recht.

Auch ganze Lebensformen sind vom Perfektionierungsdrang betroffen: Die moderne Familie soll danach ein ausgewogenes Geschlechterverhältnis der Kinder haben: Family balancing, nennen die Befürworter der Zulassung von Geschlechtswahl dies. Da Eltern dies wünschten, dürfe der Markt der Medizin es ihnen auch nicht erwehren. Wie willkürlich solche Idealbilder der „guten Familie" aber sind, zeigen die Kulturen, in denen nicht die Geschlechterverteilung

als Ideal erscheint, sondern die Familie ohne Mädchen. Die sind imperfekt, unnütz, Armutsrisiko für die ganze Familie und daher möglichst gar nicht erst in die Welt zu setzen. Imperfekte Kinder, imperfekte Eltern, dann, wenn sie ihren Kindern nicht die besten Startchancen geben.

Die Verdrängung des Imperfekten und das Streben danach, möglichst aus eigener Kraft sein Leben zu führen, das man selbst gewählt hat, dies hängt aufs engste miteinander zusammen. Problematisch wird diese Form von Autonomie erst dann, wenn sie die Fremdbestimmtheit, die Kolonisierung des Selbst, wie Baumann sagt, nicht durchschaut – der Schein der Autonomie ist nicht Autonomie, und Autonomie ohne Verantwortung, ohne das Selbst tragende Beziehungen, wäre nur dies: leere Einsamkeit.

Aber die Werte, die uns derzeit angeboten werden, gehen allesamt in eine andere Richtung.

So suggeriert uns das Bildungssystem, dass wir nur dann in die Gesellschaft integriert werden können, wenn wir die Hürde der Fähigkeiten nehmen, die in den allgemeinen Bildungsstandards festgehalten sind. Die Gesellschaft sagt uns aber nicht, was passieren wird, wenn uns dies nicht gelingt – wenn wir keinen Schulabschluss erwerben, wenn wir der deutschen Sprache nicht mächtig werden, wenn wir es nicht schaffen, uns mehr oder weniger auf uns selbst gestellt durchzuschlagen – ohne Lehrstelle, ohne abgesicherten Beruf, ohne einen Arbeitsplatz, in dem wir unseren faktischen Fähigkeiten entsprechend leben können. Das Zauberwort, mit dem soziale Gerechtigkeit heute umdefiniert wird, heißt Eigenverantwortung. Ausbuchstabiert ist sie nicht viel mehr als die Bankrotterklärung eines Gemeinwesens, das sich leichter tut, die Verantwortung für mangelnde Chancengerechtigkeit auf den einzelnen abzuwälzen als strukturelle und institutionelle Reformen durchzuführen, die der Sache der Gerechtigkeit wirklich dienten.

Die Anpassungsfähigkeit an die Normen der ökonomisierten Gesellschaft produziert ihre Verlierer gleich mit. Im Namen der Eigenverantwortung wird dem Mythos der Unabhängigkeit gehuldigt, werden Missstände rhetorisch beseitigt, und diese bis zur Unkenntlichkeit entstellt. Solange wir in der Lage sind, den Normen der Mobilität, Flexibilität und allzeitigen Wirtschaftsverfügbarkeit zu entsprechen, fühlen wir uns sicher. Werden wir uns aber unserer Unvollkommenheiten bewusst, durch Krankheit, Behinderung, Alter, oder durch mangelnde Leistungsfähigkeit, spüren wir, dass das Versprechen von Glück nicht uns gegolten hat. Andererseits gilt aber auch dies: Wo wir auf die Solidarität in unserer Nähe angewiesen wären, dort wird auf den Staat verwiesen, der die Krankheitsversorgung zu organisieren hat, der die Beeinträchtigung durch Behinderungen durch die Etablierung von Heimen und Werkstätten oder durch eine nicht-integrative Betreuung lindern soll – möglichst aber so, dass diese Maßnahmen nicht den normalen Ablauf unseres Lebens behindern.

Menschen mit Behinderungen behindern uns?

Aufgrund des tiefgreifenden gesellschaftlichen Strukturwandels, der das Altern in der Familie erschwert, sobald die Selbständigkeit nachlässt, soll der Staat auch die Lebensphase des Alters organisieren. Schon in den Anfängen des demographischen Wandels können wir heute erkennen, welch erschreckenden Effekte dies für diejenigen hat, die sich eine private Versorgung im Alter nicht leisten können. Zwischen der mangelnden Solidarität auf der Ebene des persönlichen Einsatzes – und Solidarität ist nichts anderes als der Ausdruck des gegenseitigen Einstehens füreinander – und der Zurückweisung des finanziell geschwächten Staates, das Solidarprinzip strukturell ernst zu nehmen – zwischen diesen beiden Abweisungen werden diejenigen zerrieben, die das nicht können, was von ihnen gefordert wird: für sich selbst einzustehen.

Vor diesem Hintergrund liest sich der Psalm, den ich für uns ausgewählt habe, beinahe wie ein subversiver Text – ein Text, der die Verbindung zwischen dem Beter, der Beterin und dem sich zu-neigenden Gott beschwört:

Herr, du hast mich erforscht, und du kennst mich.
Ob ich sitze oder stehe, du weißt von mir. Von fern erkennst Du meine Gedanken.
Ob ich gehe oder ruhe, es ist dir bekannt;
du bist vertraut mit all meinen Wegen.

Du umschließt mich von allen Seiten
und legst deine Hand auf mich.
...
Würde ich sagen: "Finsternis soll mich bedecken,
statt Licht soll Nacht mich umgeben",
auch die Finsternis wäre für dich nicht finster,
die Nacht würde leuchten wie der Tag,
die Finsternis wäre wie Licht.

Dieser Gott ist ein Gott der Beziehung. Ein Gott, der nicht Vater und nicht Mutter ist, sondern beides, der den Menschen erkennt, ihn beschützt, um ihn weiß, Trost spendet, vor allem aber ist dies ein Gott ist, der anwesend ist, und in seiner Anwesenheit Anteil nimmt. Es ist ein Gott der Sorge für und um den Menschen – immer.

Denn du hast mein Inneres geschaffen, mich gewoben im Schoß meiner Mutter.
...

Als ich geformt wurde im Dunkeln,
kunstvoll gewirkt in den Tiefen der Erde,
waren meine Glieder dir nicht verborgen.

In der theologisch-ethischen Diskussion um die Biomedizin spielt diese Passage eine zentrale Rolle: es geht, so wird argumentiert, hier darum, die Annahme des Menschen durch Gott vom Beginn seines Lebens an, bis zu den unvordenklichen Prozessen der biologischen Entwicklung, gegen ein Handeln zu stellen, dass gerade hier, am Lebensbeginn, interveniert, um bestimmte Krankheiten, frühe Fehlgeburten aufgrund von Chromosomenschäden oder Risikofaktoren, die zu einer Krankheit führen können, zu verhindern. Der Psalm, so sagen die Theologen, stellt klar, dass Gott der Handelnde – oder die Handelnde? – der Schöpfung ist, unerklärlich für den Menschen, ein Geheimnis, das unsere intellektuellen Fähigkeiten übersteigt. Und deshalb seien jegliche Eingriffe in das menschliche Leben unzulässig.

Ich selbst lese den Psalm etwas anders: es geht hier weniger um eine unmittelbar normative Aussage, was wir dürfen und nicht dürfen, sondern es geht um das Verhältnis Gottes zum Menschen, um die Anerkennung der Unvollkommenheit des Menschen, der keine Angst haben muss, sich seinem Gott zu zeigen; es geht um die Sorge Gottes, um die menschliche Existenz, die unter Gottes Schutz stellt, egal wer wir sind und wie wir sind. Dies zeigt die Seite des Beters.

Gottes Seite zeigt noch etwas anderes: Wer sich um einen anderen sorgt, der achtet nicht darauf, dass der andere mit gleicher Münze zurückzahlen kann. Achtet nicht auf die Tauschgerechtigkeit, das give and take des ökonomischen Denkens. Am Anfang unseres Lebens, sagt der Psalm, steht eine Gabe, die ohne Berechnung erfolgt. Würde Gott, zu dem der Psalm spricht, darauf setzen, dass der Mensch ihm seine Sorge zurückzahlt – dieser Gott wäre schlecht beraten.

Denn nicht nur sind wir in unseren Eigenschaften nicht perfekt, wir sind es auch nicht in unserer Beziehung zu Gott. Der Maßstab dieser Beziehung aber, so sagen die Propheten des Ersten Testaments wieder und wieder, ist der Mensch. Wir müssen uns nicht um Gott sorgen – wohl aber haben wir die Sorge Gottes selbst zu leben – Gottesfurcht im Sinne des Ersten Testaments meint dies – die Sorge Gottes um den Menschen als Sorge des Menschen um und für den anderen Menschen zu begreifen: Auf dem Angesicht des Anderen begegne ich Gott, sagt Levinas. Dort – oder nirgends.

Erforsche mich, Gott, und erkenne mein Herz,
prüfe mich, und erkenne mein Denken!
Sieh her, ob ich auf dem Weg bin, der dich kränkt,
und leite mich auf dem altbewährten Weg!

Die Sorge hat im Ersten Testament jedoch durchaus auch sozialethische Konsequenzen, und es mag uns helfen, uns daran zu erinnern. Gesorgt werden soll, so die Sozialutopie des alten Israel, für die *Witwen* – die keine automatische Versorgung in der Gesellschaft Israels haben, um die *Waisen*, die keine Familie haben, um die *Fremden*, die ihre Familien verlassen haben – was kann es anders bedeuten, wenn gerade diese Gruppen in den Mittelpunkt der Sorge und Solidarität gestellt werden, als dass diejenigen, die keine natürlichen Beziehungsnetze haben, von den Bürgern und Bürgerinnen, und von der Gesellschaft, die Institutionen bereitstellen kann, Sorge erwarten dürfen?

Aber es gibt einen weiteren Aspekt in diesem Psalm, der interpretationsbedürftig ist: Gott, so sagt der Psalm, kennt den Menschen von Beginn an, und er kennt seine Zukunft:

Deine Augen sahen, wie ich entstand,
in deinem Buch war schon alles verzeichnet;
meine Tage waren schon gebildet,
als noch keiner von ihnen da war.

Für uns, die wir so sehr daran gewöhnt sind, unser Leben im Licht unserer Selbstwahl zu sehen, ist dies befremdlich. Hier ist der Abstand zwischen Mensch und Gott womöglich am größten, und ihn einzuziehen hieße zu glauben, Gott habe den Menschen als sein Ebenbild, aber eben doch als eine Art Marionette, also nach seinen eigenen Zwecken geschaffen. Darum geht es nun aber weder im jüdischen noch im christlichen Verständnis, und eine Abkehr von diesem Verständnis wird nur dann denkmöglich, wenn man den Gedanken der menschlichen Freiheit, die Sorge und Solidarität einschließt, nicht ernst nimmt.

In seinem Buch „Alles, was wir gaben“, greift Kazuo Ishiguro die gegenwärtige Tendenz, Menschen als Ressource für knappe Güter zu „gebrauchen“, in aller Radikalität auf. Er erzählt die Geschichte einer Gruppe von geklonten Kindern, die eigens dafür geschaffen werden, um als Organspender „verwendet“, zu werden. Die Kinder wissen dies, werden in ihrer Kindheit darauf vorbereitet, und schließlich nimmt der Leser Anteil an der Geschichte dreier Kinder. Drei Momente sind für sie kaum erträglich: erstens das Nicht-Wissen, wessen Klon sie sind, so dass sie als Jugendliche mehr oder weniger verzweifelt nach ihrem „Original“ suchen, um etwas über ihre Identität zu erfahren; zweitens ist es für sie unerträglich, dass sie ein allzu eindeutiges Wissen ihrer Zukunft haben, die vorherbestimmt ist, an der sie nichts werden ändern können, zu der sie sich nur verhalten können in immer neuer Anstrengung der Anpassung; und drittens erscheint die Vergeblichkeit unerträglich, eine Liebesbeziehung leben zu können, die ihnen „Aufschub“ in ihrer Biographie geben könnte. Aber trotz der

äußeren, ihre Existenz verneinenden Bedingungen entwickeln die Romanhelden eine Freundschaft und Sorge-Beziehung untereinander, die in ihrem Kontrast zu den „normalen“ Menschen heraussticht. Sie lassen sich ihre Geheimnisse, achten die Grenzen der anderen Person, und sie lernen zu geben in einem vollkommen anderen Sinn als die „Gabe“ ihrer Organe es suggerieren würde.

Wir sind abhängig von der Offenheit der Zukunft, die wir Menschen uns geben müssen. Das Bild des Psalmisten bedeutet nicht Vorherbestimmtheit, sondern Anwesenheit, Präsenz Gottes im Leben der Menschen. Dies ist, so meine ich, ein entscheidender Unterschied, weil er nicht auf das Wissen Gottes, auf die Verzweckung des Menschen in seinem Sinne abhebt, sondern auf die Sorge-Struktur, die auf Dauer gestellt ist.

Vollziehen wir den Perspektivenwechsel von der Norm der Perfektionierung zur Norm der Anerkennung des Aufeinander-Angewiesen-Seins, dann bekommt der Spruch: „Nobody is perfect“ womöglich einen neuen Klang: dann geht es womöglich gar nicht mehr darum, *wer* wir sind, *wie* wir sind oder werden, damit wir respektiert werden, sondern *es geht um uns als Sorgende, als moralisch Handelnde*. Nobody is perfect heißt dann plötzlich: *in der Sorge musst du nicht vollkommen sein. Aber versuche, in der Sorge zu sein.*

Die Philosophin Eva Kittay fordert uns auf, gegen die Normen, die wir tagtäglich lernen, zu denken und zu handeln. Sie zeigt, dass dafür viel Mut nötig ist. Auch darin sind wir aufeinander angewiesen – den Schritt zu schaffen aufzustehen, gemeinsam, und die Fragen zu stellen, die heute, in Deutschland, in Stuttgart wie in Frankfurt wie in Berlin, zu stellen sind: wir wollen zusammen unsere Gesellschaft gestalten, aber nicht um den Preis, jede Schwäche verdrängen zu müssen, die uns Nachteile verschaffen könnte. Anstatt auf möglichst große Unabhängigkeit, auf das eigene Können und die Eigenverantwortung zu setzen, brauchen wir eine Ethik, die das Aufeinander-Angewiesen-Sein anerkennt. Eine Ethik, die nicht von Autonomie und Souveränität ausgeht – als müssten wir sie schon besitzen, bevor wir von anderen Respekt und Toleranz einfordern dürfen, und Toleranz ist noch lange nicht Anteilnahme oder gar Sorge um und für den Anderen. Wir brauchen eine Ethik, die von einem Netz notwendiger – und oft genug Not wendender – Beziehungen ausgeht, Beziehungen, die wir brauchen, um glücklich sein zu können, um ein erfülltes Leben zu haben. Eine Ethik, in der das Wohl-Wollen anderer uns selbst gegenüber nicht als unzeitgemäß oder illusionär erscheint, eine Ethik, in der auch unser eigener Wunsch, mit anderen und für andere wohl zu wollen, einen Ort hat.

Wir finden diesen Ort wenn wir ihn in unserer Mitte bereiten – und nicht darauf warten, dass andere ihn für uns schaffen. Wir sind es, auf dessen Nähe andere warten. Worauf warten wir dann noch?

Kehrt um! – rufen die Propheten. Auch dafür brauchen wir einander, wie wir die Nähe Gottes brauchen, an die wir glauben.

Amen.